

Die Mörder der Wittve Borniche.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Von Michel Thivars.

1.

Wie aus der Spielzeugschachtel genommen, so sauber, schmeid und einladend sah die kleine Dorfschöne aus...

Nur die Wirthin war zu Hause. Sie stand in der Küche vor dem Herd und schnitt Speckfische in den über dem Feuer hängenden Topf.

„So!“ murmelte sie befriedigt. Das wird eine schöne Suppe geben.“

Sie ging in die Gaststube hinüber und sah nach der Uhr.

„Erst neun! Wenn ich ein halbes Stündchen meine Zeitung lesen möchte?“ überlegte sie.

Sie schloß die Fensterläden, um sich gegen die glühende Augustsonne zu schützen, deren Strahlen durchs Fenster drangen...

Halblaut wie ein Schulkind, häufig stotternd, las sie:

„Zeit zwei Tagen sind die Bewohner des Dorfschönen Souanville in bester Aufregung. Eine siebzehnjährige Frau, die Wittve Borniche, welche in einem isolirt gelegenen Häuschen wohnte, ist mittels Hammerschläge in ihrem Bette ermordet worden.“

„Schrecklich! Entsetzlich!“ rief die Wirthin mit aufgestauten Sinnen.

„Aber man ist den Urhebern dieser Schandthat auf der Spur. Man hat ihr Signalement in Erfahrung gebracht und es sofort überallhin telegraphirt.“

„Gott sei Dank!... Ah, diese Schurken!“

„Es sind ihrer zwei: der eine groß, schlank, brünett, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen.“

„Golla, Frau Wirthin!“ ertönte plötzlich eine Stimme hinter der Lesenden.

Sie drehte sich um und erblickte. In der Thür zur Gaststube standen zwei junge Männer, der eine groß, schlank, brünett, mit ganz schwarzem Bart, der andere klein, unterseht, mit blondem Bart und blauen Augen.

„Sagen Sie mal, Frau Wirthin, haben Sie frischen Aepfelwein?“ fragte der Blonde.

„Ah... ich...“ stammelte sie. „Schön! Dann bringen Sie uns schnell welchen!“ bestellte der große Brünnette, indem er seinen Paletot und seinen Kufschak, den er am Riemen über der Schulter getragen hatte, über einen Stuhl warf.

„Guten Tag!“ sagte die Wirthin in den Keller hinab. Als sie zurückkam, hörte sie den Großen zum Kleinen sagen: „Hier können wir nicht ungehört sprechen.“

„Freilich nicht!“ antwortete der andere. „Aber die gute Frau hat gewiß noch ein Zimmer, das sie uns geben kann.“

Und sich an die Wirthin wendend, sagte er: „Serviren Sie uns das in einem Zimmer, wo wir allein sind!“

Ohne ein Wort der Widerrede führte die Wirthin ihre Gäste in eine Stube, welche auf den Garten ging, stellte den Krug mit Aepfelwein und zwei Gläser auf den Tisch und entfernte sich hastig.

„Sorgen Sie dafür, daß man uns nicht hört!“ rief ihr der Große nach.

In der Gaststube angelangt, fühlte die Wirthin allmählich ihre Fassung wiederkehren und begann, sich ihrer Angst zu schämen. Welche eine Thorheit! Weil zwei Reisende ihre Wirthshaus aussuchten, um ihren Durst zu löschen, mußten sie gleich die Mörder der Wittve Borniche sein! Als ob es bloß einen Brünnetten und einen Blondnen auf der Welt gab! Wirklich zu dumm!

Vollständig beruhigt nahm sie die Letztüre ihrer Zeitung wieder auf. ... mit blondem Bart und blauen Augen, las sie. „Der eine von ihnen trägt einen Kufschak am Riemen über der Schulter und ist bekleidet mit einem nuffarbenen Ueberzieher mit taslanienbraunem Sammttragen.“

sich und nahm das Kleidungsstück in die Hand.

Entsetzlich!... Ein taslanienbrauner Sammttragen!

Vergeßlich suchte sie selbst Verunft zu predigen. Vergebens erlangte sie tausend Erklärungen, die eine immer plausibler als die andere, um dieses merkwürdigen Zusammenstößen zu erklären, — ihr erschreckter Blick lehnte stets von neuem zu der Thür des Zimmers zurück, in dem sich der kleine Blonde und der große Brünnette eingeschlossen hatte. Was mochten sie da treiben? Welches neues Verbrechen wurde dort geplant?

Eine Weile schwante sie zwischen Furcht und Neugierde. Schließlich siegte die letztere. Den Athem anhaltend, auf den Fußspitzen schlich sie an die Thür und lezte das Ohr ans Schlüsselloch.

Fast im nämlichen Moment prallte sie mit weit offenen Augen und schreckensbleichem Gesicht zurück. Eine Sekunde lang sah sie wie gelähmt, dann lief sie zur Thür hinaus und stürzte in der Richtung nach dem Maire davon.

2.

Der Herr Maire hatte soeben aefrühstückt. In einem bequemen Sessel hingestreckt, die Augen halb geschlossen, die Hände über dem stattlichen Bauch gefaltet, den bei feierlichen Anlässen die dreifarbige Binde umgab, wadelte er träge mit dem Kopf und hörte seiner Tochter Prudence zu, welche am Klavier einen Walzer spielte in der löblichen Absicht, die väterliche Verdauung zu befördern.

Neben dem ersten Beamten des Dorfs stand Ramagoet, der Feldhüter, und erstarrte seinen sägalischen Rapport. Steif wie ein Wachs hatte er auf die Fragen seines Vorgesetzten zum siebenundzwanzigsten Male sein stereotypes „Ja, Herr Maire!“ geantwortet, als die Schenkwirthin mit fliegenden Haaren und verzerrtem Gesicht ins Zimmer stürzte.

„Herr Maire!... Ah, Herr Maire!... Die Mörder... ah!“

Man hieß sie Platz nehmen. Man beruhigte sie. Dann erzählte sie, was sie gesehen, was sie gehört hatte. Der Maire ließ sie reden, ohne sie einmal zu unterbrechen. Schließlich erklärte er in mißvergnügigem Tone:

„Sehr unangenehm nach dem Frühstück, solche Geschichten!... Was sagen Sie dazu, Ramagoet?“

„Ja, Herr Maire.“

„Sind Sie Ihrer Sache auch ganz sicher, meine liebe Frau?“ drängte der Maire. „In solchen Fällen ist es zweckmäßig, reiflich zu überlegen. Man muß sich vor jeder Ueberlieferung hüten.“

„Ja, Herr Maire.“

„Nichtsdestoweniger müssen wir unsere Pflicht thun. Gehen wir, Ramagoet!“

„Ja, Herr Maire.“

Alle drei machten sich auf den Weg nach dem Wirthshaus: der Maire, der Feldhüter und die Wirthin. Unterwegs konnte die Frau sich nicht enthalten, allen Passanten die Geschichte zu erzählen, so daß, als man vor der Schenke anlangte, aus den drei etliche Hundstunde geworden waren. Senses, Heugabeln, Stöcke wurden drohend in der Luft geschwungen.

Bevor sie das Haus betraten, wandte sich der Maire an seine Beileitung und abot mit dem Scharfsinn eines großen Generals:

„Umstellt das Haus!“

Dann trat er ein. Das erste, was er in der Gaststube bemerkte, war der Kufschak.

„Ramagoet, wir werden eine Durchsuchung dieses Gegenstandes vornehmen!“ abot er.

Er öffnete den Kufschak. Aber zu seiner großen Enttäuschung fand er darin nur lauter nichtbelästigende Gegenstände: Hemden, Taschentücher, Strümpfe usf.

„Sie haben ihre Beute irgendwo anders in Sicherheit gebracht“, entschied das Dorfoberrath mit großer Geistesgegenwart.

Alle drei näherten sich nun schweigend, mit der unendlichen Vorsicht eines Indianers auf dem Kriegspfade, der verhängnisvollen Thür.

„Offentlich haben sie sich nicht in zwischen aus dem Staube gemacht!“ bemerkte die Wirthin.

Sie hatten sich nicht „aus dem Staube gemacht“. Durch die Thür hörte man sie sprechen. Das Trio hielt sich mausestills und lauschte.

„Also abgemacht?“ fragte eine Stimme. „Der Geldschrank wird erbrochen?“

„Abgemacht!“ antwortete eine zweite Stimme. „Nur wird es sich empfehlen, ein paar Banknoten im Beut des Stücksäckers zu verstecken. Auf diese Weise wird der ganze Verdacht auf ihn gelenkt.“

ist sie in der Gewalt des Marquis de Corlanor!“

Der Maire richtete sich wieder auf. Er war leichenblau.

„Die Glenden!“ murmelte er. „Welch ein Abgrund von Verderbtheit!... Ramagoet!“ fuhr er mit wilder Energie fort. „Wir werden die Gesellschaft retten!“

„Ja, Herr Maire!“

„Öffnen Sie die Thür!“

Im nämlichen Augenblick, als der Maire den draußen stehenden Bauern ein Zeichen gab, hereinzutommen, um nötigenfalls Beistand zu leisten, öffnete Ramagoet, der seinen Säbel gezogen hatte, die Thür.

Die beiden Verbrecher sahen friedlich an einem mit Papieren bedeckten Tisch, den Krug mit Aepfelwein zwischen sich. Beim Anblick dieser drohenden Menge, welche ihnen den Rückzug versperrte, erhoben sie sich erstaunt.

„Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie!“ donnerte der Maire, den Körper des Flurhüters als Schutzwall benützend.

„Was bedeutet...?“

„Keine Ausflüchte! Sie sind die Mörder der Wittve Borniche!“

„Vorneid? Wer ist das?“ fragten die beiden Angeeschuldigten verständnislos.

„Bis die Gendarmerie kommt, die befragt ist, fordere ich Sie auf, meine Fragen zu beantworten. Ich bin der Maire!“ erklärte er feierlich, auf seine dreifarbige Leibbinde deutend. „Antworten Sie! Wer ist die Person, welche Sie zu ermorden beabsichtigte?“

„Ermorden? Wir?... Na hören Sie mal, der Scherz geht denn doch wirklich etwas zu weit!“

„Der Name des jungen Mädchens,“ fuhr der Maire mit tragisch-erhebener Stimme fort, dieses ungeschickliche Kindes, welches Sie Ihrem Komplizen, dem Marquis de Corlanor ausliefern wollten!“

Bei diesem Namen brachen die beiden Verbrecher in ein wahnsinniges Gelächter aus. Die Bauern geriethen so solcher Gefühlsrohheit in derartige Wuth, daß sie bereits Mene machten, die beiden Lebelstäter zu lynchen. Nur mit großer Mühe gelang es dem einen von ihnen, seine immer wieder hervorbrechende Anklage zu bekämpfen und durch Zeichen anzudeuten, daß er sprechen wolle.

„Sie haben also an der Thür gehockt?“ fragte er. „Na schön. Was Sie gehört haben, ist der Entwurf eines Dramas, welches wir beide gemeinsam schreiben und welches hoffentlich noch diesen Winter in Paris aufgeführt werden wird.“

„Justin Maudart, Paul Lardy,“ fügte er hinzu, zuerst auf sich, dann auf seinen Gefährten zeigend.

„Was? Sie wären...?“

„Zwei Pariser Bühnendichter auf einer Landpartie, jawohl!“

Und sie brachen von neuem in Lachen aus.

Das Gesicht des Maire wurde lang und länger. Die beiden Schriftsteller waren mit allen notwendigen Papieren versehen, die ihre Identität zweifellos nachweisen. Sehr verlegen verließ der Maire, nachdem er tausendmal um Entschuldigung gebeten hatte, den Schauplatz seiner Heldenthaten.

Vor der Thür fragte er den ihn begleitenden Ramagoet:

„Und der Gendarm, nach dem ich geschickt habe?... Was wird der sagen?... Er wird mich für einen rechten Dummkopf halten, was, Ramagoet?“

„Ja, Herr Maire,“ pflichtete Ramagoet mit unerschütterlicher Ueberzeugung im Tone bei.

Noblesse oblige!

Humoreske von Heinz Meyner.

Guter Rath ist theuer — Kommerzientath aber noch theurer, denn wer es werden will, muß nicht nur Geld, sondern auch viel Geld haben.

Herr Wehmann führte das „theure“ Epitheton ornans“ nun schon seit vielen Jahren vor seinem Namen, daß es ihm endlich zuwider wurde und in ihm das Verlangen nach einer anderen Titulatur aufstieg, denn er liebte die Veränderung.

Eligkeit lag in diesem Wort und machte sein nunmehr blaues Blut jäheller kreisen. Soweit sein Empfinden gestattete, predigte er seine etwas kurz gerathene Gestalt in die Höhe, als ein junger Mann von der Terrasse her eilig auf ihn zuschritt und ihm mit gutmüthigem Lachen die Rechte entgegen hielt.

„Ja, komme, um zu gratuliren,“ entsetzte Barone. Hoffentlich mach Dich Deine neue Würde nicht allzu stolz und läßt Dich mit uns simplen Sterblichen in der alten Weise verfahren.“

Der neugebackene Aristokrat schien die dargebotene Hand nicht zu sehen; er schüttelte wie verwehnd sein adeliges Haupt und meinte nur streng:

„Du scheinst einen Scherz mit mir machen zu wollen. — Uebrigens dank ich Dir für die Gratulation.“

„Und ich Dir für die Lehre, die Du mir gibst. — Ich will die Tante begrüßen und dann einmal nachsehen, ob Agnes die Baronesse nicht zu Kopf gestiegen ist. Adieu!“

Dem Baron kam es ganz gelegen, daß sein Neffe ärgerlich davonging. Sonst war er ihm recht genossen gewesen und würde früher mit Freunden ja! gesagt haben, hätte Hans Rauer um Agnes Hand gebeten. Jetzt aber — die einzige Tochter eines Barons von Wehmann und ein einfacher Regierungs-Affessor? Nimmermehr!

Zwar wußte er, daß die jungen Leute sich innig zugethan waren, doch — Noblesse oblige! die reiche Baronesse Wehmann muß wenigstens — wenigstens — einen Grafen heirathen.

Was er gehofft, trat nicht ein. Hans Rauer verheirathete nach wie vor in seinem Hause, und das Band zwischen den jungen Leuten schien sich immer fester zu knüpfen, man sah die Beiden jetzt fast stets zusammen. Dem mußte ein Ende gemacht, Agnes mußte die Pflichten ihrer Stellung klar gemacht werden. Noblesse oblige! — Was würde aber seine Gattin dazu sagen, die den neuen Stand beinahe wie eine Last ertrug und deren keinem Gefühl das ans Probenhafte grenzengehobehren ihres Mannes äußerst zuwider war? Sie hatte Hans, den Sohn ihres Bruders, stets protegirt und würde es nicht so rubia hinnehmen, wollte der Baron ihm auf einmal die Thür weisen.

„Wo ist Agnes schon wieder?“ fragte der Baron seine Gattin, als er sich eben vom Mittagsschlaf erhoben hatte.

„Mit Hans in der Bergalgalerie.“

„Mit Hans?! Warum immer mit Hans? Mag man nach dem gnädigen Fräulein fragen, wenn man will, immer ist sie mit Hans, als ob das gar nicht anders ginge. Sie wird noch seinetwegen in's Gerode kommen.“

„Es kann Dir doch nichts Neues sein, daß die jungen Leute ein Faible für einander haben. Und mögen sie doch; ich hoffe, es wird aus ihnen einmal ein Paar.“

„Das hoffe und wünsche ich nicht, Frau Baronin! Ich habe ganz andere Pläne mit meiner Tochter!“

„Ei, ei, auf einmal Herr Baron? — Wenn Du andere Pläne, andere Absichten hast, dann mußst Du aber schon früher ihren Verheirathen hindern, darfst nicht erst zusehen, wie sich zwischen den Seelen, zwischen den Herzen beider die zartesten Fäden spannen und die plötzlich zu zerkleinern, vielleicht das Glück deines Kindes vernichten siehst. Uebrigens zeigst Du dich einer Verbindung zwischen Agnes und Hans von jeher geneigt, und nun kommst Du mit — Plänen“, von denen Du bisher nichts halt verlauten lassen.“

„Nun ja, sie entspringen aus den Verhältnissen?“

„Verhältnisse? Ah, Du glaubst also jetzt, nach unserer Mobilisirung an einen Gatten Deiner Tochter höhere Ansprüche stellen zu dürfen. Du müchtest einen adligen Schwiegersohn haben.“

„Selbstverständlich, unter einem Grafen thue ich es nicht!“

„Und das Glück Deines Kindes?“

„Anfinn, Agnes wird wissen, welche Pflichten ihr Stand ihr auferlegt. Noblesse oblige!“

„Ah, kommst Du auch damit? Nun, wenn Agnes Dir nur keinen Strich durch die Rechnung macht, Du kennst ihr Köpfchen.“

„Das wollen wir schon beugen. Von Dir verlange ich aber, daß Du für die vorläufige Entfernung des Hans aus unserem Hause Sorge trägst; er darf nicht mehr täglicher Gast bei uns sein.“

„Für ein Weichen lasse es nur noch beim Alten.“

„Warum? Was geschehen soll, kann besser gleich geschehen.“

„Einen Monat wenigstens mußt Du noch warten.“

„Ja, warum denn? Ich sehe nicht ein —“

„Gott, was Du hartnäckig bist! Nun muß ich Dir, auf die Gefahr hin, den Kindern die Freude zu verderben, verathen, daß sie für Deinen Geburtstag eine Ueberraschung vorbereiten, bei der mehrere von Agnes Freundinnen und einige junge Leute unserer Bekanntheit betheiligt sind. Hans ist der Arrangeur, und da wirst Du begreifen —“

„Ja, ja, ist mir aber gar nicht lieb — doch meinetwegen, lassen wir es dann vorläufig, aber — er kriegt sie nicht, niemals, das sage ich Dir!“

men und glänzender Toiletten, denn selbst viele Mitglieder des höchsten Adles hatten es nicht verschmäht, der Einladung des neuen Eindringlings in ihre Kasse Folge zu leisten.

Am Ende des Saales war für die geplante Ueberraschung eine Bühne aufgeschlagen; es sollte ein von Hans verfaßtes Festspiel aufgeführt werden, in welchem Agnes und ihr Vetter die Hauptrollen übernommen hatten.

Der Vorhang geht auf und sofort regen sich die Hände; der Beifall gilt der wirklich reizenden Erscheinung Agnes', die in ihrem Schächerinnenkostüm, die schwarzen Locken weißgeputzt, sämmtliche anwesenden Herren, alte und junge, gerädegu bezaubert.

„Superbe, magnifique, himmlisch!“ flüstert Prinz A. dem glückseligsten Baron ins Ohr. Und auf Hans weisend, der neben Agnes den Schächer spielte und dazu seinem blonden Schnurrbart durch Festschminke eine intensiv schwarze Farbe verliehen hat, seht er hinzu: „Aus gnädigster Baronesse und Herrn Neffen soll ein Paar werden, was, Baron? Habe ja etwas gehört.“

„Aber Durchlaucht!“ antwortet der kleine Mann neben ihm mit Enttäuschung: „Eine Baronesse Wehmann mit einem ganz gewöhnlichen Menschen, wenn's auch der Neffe meiner Frau ist!“

„Nun, nun, begnügt der Prinz, und sein Auge blitzt unter dem Monocle. „Verzeihen Sie, lieber Baron, gnädigste Baronesse ist ja des Edelsteins werth, aber — meinte nur so —“

Auf der Bühne waren jetzt die Eingangsvorleuchte heruntergelassen, ein Chor trat auf und intonirte einen Gesang, während die Schächerin hinter eine Kulisie verschwand. Der Schächer hatte sie denn zu suchen. Ein Reigen begann, und nun mußte er das Fehlen der Geliebten bemerken und durch Ab- und Zugehen auf der Bühne pantomimisch andeuten, daß er sie nicht finden könne. Endlich, nachdem er wieder etwa fünf Minuten hinter der Kulisie geblieben und der Reigen gerade zu Ende geht, hat er sie, genau wie es die Rolle vorschreibt, entdeckt und zerrt die ansehnlich sich Straubende vor die Lampen.

Homersches Gelächter, krausender Jubel empfängt die Beiden, und die Baronin erbleicht, und im Gesicht des Barons verräth sich das blaue Blut.

Auf der Bühne stobt das Spiel, den Akteuren ist dieser plötzliche Beifall unbegreiflich! Agnes schaut fragend auf Hans, und dieser, anstatt seine Verse weiterzusprechen, prallt entsetzt, vernichtet einige Schritte zurück, als er einen Blick auf die Geliebte geworfen. Was er auf ihrem Gesicht sieht, macht ihm das Blut erstarren! — An dem garten Weiß über ihrer Oberlippe heft sich ted das schwarze Konterfei seines Schnurrbartes ab, und das weiche Rosa ihrer Wangen zett hier und da den gleichen Stempel. Sie hatten die kurze Zeit der Musik hinter den Kulisien nicht ungenügend vertheilt lassen wollen.

Prinz A legte dem Baron, der im Grimm und Zorn beinahe erstarrte, die Hand auf die Schulter.

„Bleibt nichts übrig, Baron, als Verlobung zu verhandeln. — Wenn auch nur gewöhnlicher Mensch, scheint gnädigste Baronesse ihm das Herzchen gefehlt zu haben. Bleibt nichts übrig!“

Und es blieb nichts übrig. Der Baron mußte in den sauren Apfel beißen und so thun, als ob das Paar mit seiner Erlaubniß schon lange verlobt sei und er die Gesellschaft mit der Proklamirung erst heute habe überraschen wollen.

„Ueberraschung, meine Herrschaften, auf Ehre, freudige Ueberraschung! — Brautpaar lebe hoch!“

Die Gesellschaft stimmte in das Hoch ein, der Baron aber konnte sich nicht enthalten, seinem Neffen und Schwiegersohn, als dieser ihn umarmte, zuzuflüstern:

„Der Teufel soll alle Ueberraschungen holen!“

Eine Heirathsstiftung.

Herr: „Mit Ihnen, mein Fräulein, würde ich gern bis an's Ende der Welt fahren!“

Dame: „O, mir würden sechs Wochen in Italien genügen.“

Liebe kann alles.

Mutter: „Bist Du auch sicher, Alar, daß er Dich liebt?“

Tochter: „Aber, Mama! Ich sehe doch wie er mich anschaut, wenn ich nicht hinschau!“

Einsiges Mittel.

Vater der Braut: „Sie haben keine Stellung, kein Vermögen, womit wollen Sie denn da heirathen?“

Bewerber (heimlich): „Meine Uhr könnt' ich verzeihen!“

Erklärt.

„Die Baronin von der Eage, neben der Sie gestern bei Tafel gesessen, ist ganz entzückt von Ihnen.“

Nächster Auffassung.

Unerwartete Vereinfachung.



„Dös is wieder guat — Seit i verheirat' bin, brauch' i' auf toon kein tag z' geh'n; hiezt krieg' i' glet' daham meine Schläg!“

Der Spezialist.

„Vor dem Richter steht ein Subjekt, das in einer Strafsache seine Aussage machen soll: Richter: „Erheben Sie die rechte Hand!“

Zeuge: „Kann ich nicht, Herr Richter, ich hab' mer nämlich die Gidfinger geklemmt, trag' ja die Hand in der Binde.“

Richter: „Ach was, das ist eine faule Ausrede. Sie wollen einfach nicht schwören, und Sie wollen nicht — weil Sie nicht können.“

Zeuge: „Ach nee, Herr Richter, von wegen können is gar keine Rede — den Eid mücht' ich einmal sehen, den ich nicht schwören thut.“

Die Hauptsache.

„Heute habe ich doch nicht einen Pfennig erbettelt.“

„Na, so geh' doch zu der Villa nüber, da jeket et immer wat. — Aber bloß Essen!“

„Wenn det aber alle is? — Dann jibet et Schmarren von de Volkstüch, und davor krieg' ich keinen Schnaps.“

Debot.

Baron Iphenpflig inspizirt seinen Garten und fragt den Gärtner, ob alles in Ordnung sei. „Alles,“ bemerkt dieser beiseiten, „nur auf meinen alerunterhängigsten Seckerie könnten der hochgebietende Herr Baron noch einige Equipagen von Hochberon gnädigen Miß hinfahren lassen!“

Angeboren.

Richter: „Wie, Meyer, schon wieder wegen Diebstahls vor Gericht?“

Meyer: „Ja, Herr Gerichtshof, ich kann wirklich nicht davor, das is mer nämlich angeboren. Ich bin se nämlich in Greifenberg an der Elster gebor'n un meine Eltern war'n Raubenknecht!“

Speckel.

Erster Expedient: „Der Herr Kanzleirath ist aber wirklich ein recht bequemer Herr, alles muß man ihm zureichen und nicht ein einziges Mal bemüht er sich selbst.“

Zweiter Expedient: „Ja, ich glaube, der ist sogar zu bequem, um einmal in den Ruhestand zu treten.“

Aus der Schule.

Lehrer (zu Fritz, den er soeben wegen wiederholter Unpünktlichkeit gezuhtigt hat): „Daß Du nun stets pünktlich kommst, ich bin auch immer pünktlich hier, es gibt ein Sprichwort von der Pünktlichkeit, Du kennst es gewiß auch, Fritz, — nun sage es einmal.“

Fritz (den getroffenen Körpertheil reißend): „Pünktlichkeit ist — ist die Wurzel alles Uebels!“

Ein aufmerksamer Liebhaber.

Erster Soldat: „Barum laßt D' denn heut' d' Anna toa Minu'n aus'n Aug, was hab't denn mit anand?“

Zweiter Soldat: „Dan Geldbeutel ham mer mitand, und den hat sie.“

Der erste Patient.

„Nun, wie bist Du mit Deinem Patienten zufrieden?“

„Sehr. Ich habe seinen Zustand wesentlich erleichtert: um mindestens fünf Mark pro Besuch.“

Wahre Freundschaft.

„Woraus schließt Du denn, daß die Hanny allein Deine aufrichtige Freundin sei?“

„Weil sie die Einzige ist, die mir nicht zu meinem dreißigsten Geburtstags tag gratulirt hat.“

Aus der guten alten Zeit.

„Ich werde Ihn melden, Bieste! Er hat auf der Wache geschlafen und geträumt!“

„Ja! Aber blos von guten Lotterienummern, und wannst mi nit meld'it, Korporal, nacha sag' i Dir eine davon.“

Aus einer modernen Schule.

„Ich möchte in der Stunde deines „Herblichens“ noch einige Fragen an dich nachholen. Kenne mich ein paar Zeitwörter, die mit ver anfangen!“

„Verliebt, verlost, verbutzelt!“